

Unser Planet.

B l ä t t e r

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 172. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 21. Juli.

1831.

Humoristisch-kritische Betrachtungen über
die Erschaffung der Welt.

Erschrecken Sie nicht, meine werthesten Leser und Leserinnen, über diese Kritik, die ich Ihnen gegenwärtig mitzutheilen gedenke. Denn es ist dieselbe keine Bücher- oder Theaterkritik, keine Kritik der Bretter, die die Welt bedeuten, sondern der Welt selbst und ihres erhabensten Autors, des, allein und wahrhaft, großen Unbekannten! Sie erfordert daher natürlich auch einen ganz andern Ton, als unsere gewöhnlichen sogenannten Recensionen und es versteht sich mithin, daß ich unserm Herrgott keine Persönlichkeiten sagen werde.

Uebrigens ist er ja auch ein so großer und über alles Menschliche erhabener Geist, daß Er, entfernt von allem Autor- wie Künstler-Dunkel, nicht gleich, à la Friedrich Gleich jeden Tadel für eine Injurie nimmt, und da auf Erden das leidige Recensiren zu nichts führt, als höchstens zur Mühenstube, so ist eine Recension über den lieben Himmel noch die beste, weil diese uns doch wenigstens im Himmel hoffentlich noch einst belohnt wird. Auch ist sie aus folgendem Grunde die dankbarste: der Schöpfer der Welt hat keine Connerionen und Protektionen, wie ein irdischer Autor. Weder eine berühmte Schauspielerin noch Sängerin oder Tänzerin nimmt ihn in Schutz. Da läßt sich also noch frei von der Leber weg recensiren. Wir fangen nun gleich bei dem ersten Capitel der Schöpfungsgeschichte oder Genesis an, die, wie unzählige Male sie auch schon erklärt und ausgelegt worden ist, uns doch in folgenden Bemerkungen noch einer ganz neuen Ergesse fähig zu sein scheint, die wir zugleich so frei sind, für die treffendste zu halten.

„Im Anfange,“ heißt es, „erschuf Gott Himmel und Erde!“ Nach diesem Anfang des Wortes scheint mir der Autor nicht gewußt zu haben, was jeder Mensch weiß, daß mit dem Himmel nichts anzufangen

ist. Alles Uebel kommt vom Himmel her, denn: Ehen werden im Himmel geschlossen, was aber kann Gutes am Himmel sein, wenn Ehen in ihm geschlossen werden? Ferner: Wer kommt in den Himmel? Die Pfaffen, die Blinden, die Kinder und die Armen am Geiste, diese sind es, die in den Himmel kommen! Eine saubere Unterhaltung, die man sich folglich daselbst zu versprechen hat. Da lob' ich mir in der That doch die Hölle! Denn dahin kommt ja das ganze lustige Heer der Schauspieler, Sänger und Tänzer, der jovialen Recensenten und Schulden machenden Schöngesister, der lustigen Offiziers, der Maitressen, Bonvivants und aller großen, vornehmen und reichen Herren, indem es ja geschrieben steht: daß eher ein Cameel durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in den Himmel komme u. s. w. Welches lustige Leben also muß es in der Hölle nicht geben! „Er erschuf Himmel und Erde!“ Welche Zusammenstellung! Eine Milliarde und einen Dreier. Einen Chimborasso und einen Maulwurfsbügel! Ferner heißt es: „Da sprach Gott, es werde Licht, und es ward Licht!“ Longinus und nach ihm Voltaire, Herder und Hume haben diese Stelle als den Kulminations-Punkt des erhabensten historischen Styles angeführt. Ich aber, der ich auch ein Longinus bin, muß dagegen feierlichst protestiren, denn das ganze Unglück des Menschengeschlechts ist offenbar nur aus diesem: „Es werde Licht“ entsprungen. Und überhaupt, wozu brauchte unser Herrgott Licht? Sieht er etwa im Finstern nicht? Wenn er kein Licht erschaffen hätte, so wären wir unfehlbar noch alle im Paradiese, denn Adam hätte alsdann die Eva nicht gesehen, Eva hätte die Schlange nicht gesehen, und die Schlange hätte den Apfel nicht gesehen. Also beim Lichte betrachtet, wozu brauchte man Licht? Wenn kein Licht geworden wäre, so gingen wir noch Alle nackt. Denkt Euch die Wonne, Ihr Alle, die Ihr Eurem Schneider noch schuldig seid. Wenn wir Alle nackt gingen, so könnte ferner Niemand den Mantel nach dem Winde hängen,

und die sieben Mädchen in Uniform existierten auch nicht. Wenn es kein Licht gäbe, so gäbe es ferner auch keine Lichtmesse. Wenn es aber keine Lichtmesse gäbe, so brauchten wir natürlich auch einmal weniger Hausmiethe im Jahre zu bezahlen. Wenn es kein Licht gäbe, so gäbe es auch keine Lichtlöcher, also auch keine Censur! Fürwahr, unser Herrgott hat sich selbst sehr im Lichte gestanden, als er das Licht erschuf. Da er es aber einmal erschaffen hat, wo ist es denn nun eigentlich zu finden? Wohin wir auch blicken mögen, ringsherum ist keine Spur davon zu sehen. Und wenn man auch wie Diogenes mit Lichtern danach suchte, so findet man doch heut' zu Tage nirgends Licht. Sodann aber, meine Freunde, was war es eigentlich für ein Licht? War es ein Talglicht oder ein Wachlicht? Darüber läßt uns das Licht im Dunkeln. Ferner heißt es: „Gott nannte das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht.“ Wie konnte aber Gott die Finsterniß Nacht nennen, da er doch voraus sah, daß auch die Finsterniß an den Tag kommen werde? Das Licht nannte er Tag, wo blieb denn aber hier folglich das Nachtlicht? Wenn man betrachtet, wie viel Lichter und wie wenig Licht doch dagegen in der Menschenwelt verbraucht wird, so kann man es nicht anders, als sehr natürlich finden, daß die Lichterzieher öfter illuminirt sein müssen als die Lichtenberge, Lichtweere und andere erleuchtete Köpfe! Eine naturhistorisch merkwürdige Erscheinung aber ist es, daß die Lichtzieher oder Seifensieder immer desto dicker werden, je dünner ihre Lichter werden, so daß, wenn sie zuletzt vor Dichte nicht mehr gehen können, auch ihre Lichter vor Dünne nicht mehr gehen.

Unser Herrgott schuf erst den Himmel und die Erde, und alsdann erst Bäume, Fische, Vögel und Thiere, ganz zuletzt aber erst den Menschen. Warum jedoch schuf er diesen nicht früher und ließ ihn nicht zuhause, wie er das Gras wachsen läßt u. s. w. Fürchtete er, der Mensch würde es ihm ablernen, und dann selbst Kräuter u. dgl. machen? u. s. w. Es heißt ferner: „Gott schuf einen Garten in Eden, und setzte den Menschen dahin, den er gebildet hatte, ihn zu bebauen.“ Es war also schon der erste Mensch ein gebildeter Mensch. Wenn Adam aber ein gebildeter Mensch war, wie konnte er nachher im Paradiese — — — Verstecken spielen. Denn ist das ein Gesellschaftsspiel für einen gebildeten Menschen? Als gebildeter Mensch hätte er Pharaon spielen müssen, welches er doch auch späterhin wirklich that, denn als man ihm Vorwürfe machte, schob er seine ganze Schuld auf die Frau, die ihm Gott gegeben. Er hatte also offenbar dem Schöpfer ein Paroli gebogen. Es heißt ferner: „Gott ließ seinen Schlaf auf den Menschen fallen, nahm eine seiner Rippen, bildete sie zu einer Frau und brachte sie dem Menschen.“ Es ist allerdings kein Wunder, daß Adam von einem Schlafe überfallen wurde, da es im Paradiese noch mehr Blä-

ter gab, als heut' zu Tage in unserm Deutschland, ob schon dieser Schlaf bedeutend dadurch hätte vermindert werden sollen, da es unter allen Blättern im Paradiese doch keinen Gleichschen Eremiten oder Subig'schen Gesellschaftler für Adam gab. Wenn man freilich bedenkt, daß Adam nichts weiter zu regieren hatte, als Vieh, so wird es klar, daß er eine solche Regierung im Schlafe führen konnte. Aber es war sein letzter ruhiger Schlaf. Sein Glück hatte durch den Verlust und die Verwandlung jener Rippe einen gewaltigen Rippenstoß erlitten. Wie konnte aber auch der Schöpfer Jemanden weiß machen wollen, er sei im Paradiese, und ihm doch ein Weib geben?

Ferner heißt es, daß Adam gesagt habe: „Diesmal ist es Wein von meinem Wein, und Fleisch von meinem Fleische. Sie soll Männin heißen, denn vom Manne wurde sie genommen.“ O Adam! laß die Beine gehen! Es hat Dir Jemand mit diesen Beinen ein schönes Bein untergestellt. Man weiß bis auf den heutigen Tag nicht eigentlich, ob es Tanzbeine waren, welche Eva hatte, ob schon es erwiesen ist, daß Adam ein Tänzer war, denn er tanzte, wie Eva piffte. Allein Eva ist gewiß keine Tänzerin gewesen, und hat auch sicher keine schönen Beine gehabt, denn als sie einsah, daß sie nackt war, schämte sie sich. Eine Tänzerin mit schönen Beinen aber schämt sich nie, daß sie nackt ist. Eva hieß Männin, weil sie vom Manne genommen wurde, eben so aber könnten auch jetzt noch alle Frauen Männinnen heißen, weil sie nämlich für männiglich sind. Da übrigens, nach der Lehre des alten persischen Philosophen Manes, der Mensch halb von Gott und halb vom Teufel erschaffen worden sein soll, so entsteht natürlich die Frage: zu welcher Hälfte des Körpers Adam's die Rippe gehörte, aus welcher Eva und somit das Weib überhaupt gebildet wurde? Ob zu der von Gott oder der vom Teufel erschaffenen? In jedem Falle scheint selbst nach der heiligen Schrift das Weib nicht zu den Menschen zu gehören, indem in den ältesten Bibel-Übersetzungen es von Adam und Eva ausdrücklich heißt: „Der Mensch und sein Weib,“ woraus sich ohne Widerrede der streng logische Schluß folgern läßt, daß das Weib nicht einmal bloß zur Hälfte, sondern sogar ganz vom Teufel erschaffen worden sei.

Das Stambuch.

(Beischluß.)

An den Nägeln kauend, stand ich am Fenster, und entwarf nutzlose Prospekte. Sidonia brach endlich das Schweigen. „Liebst Du mich rein und wahr, fragte sie nach einer Pause, und als ich mit Kuß und Wort ihr Forschen erwiderte, zog sie mit sichtbarem Kampfe ein versiegeltes Briefchen aus dem Busen.

„Es gibt nur ein Mittel, uns zu retten,“ fuhr sie fort. „Trage eiligst diesen Zettel zu Melissa, und bange nicht für unsere Zukunft. Diese Zeilen, von Undank erzeugt, mögen uns geben, was der Marquis so hart versagt.“

Nachdem wir Abschied genommen, und ich feierlich versprochen hatte, den Zettel nicht zu öffnen, machte ich mich auf den Weg zu meinem Gegner. — Mit triumphirender Miene trat er mir entgegen, denn er glaubte wahrscheinlich, ich sei Abschied zu nehmen gekommen. Mit Ruhe übergab ich das Schreiben — hastig löste er das Siegel — er liest — die hochgethürmte Stinne legte sich in Falten — Leichenblässe überzog sein Gesicht, — seine Nerven zuckten — der Angstschweiß trat in hellen Perlen auf die Nase, und nach dem er mit greller Stimme: „Verloren!“ rief, und den wirkungsvollen Zettel zur Erde fallen ließ, stürzte er, wie ein Tollgewordener, in das nächste Cabinet.

Mir war's, als sei ich aus den Wolken gefallen — der verhängnißvolle Brief lag zu meinen Füßen, — ihn nicht zu öffnen, mußte ich versprechen — doch da er jetzt offen vor mir lag, hatte ich das Recht, ihn zu lesen. — Der Inhalt war folgender:

„Herr Marquis!

Ihr liebloses Verfahren zwingt mich, Ihre Wohlthaten mit Undank zu lobnen. Geht der Lieutenant *** auf das durch Sie veranlaßte Gränz-Commando — muß ich zu Ihrer Schwester — so erhält — merken Sie wohl auf — der Fürst dieses Landes, in der nächsten Stunde, das vor sieben Monaten aus dem geheimen Cabinet entwundene bewußte Document. Es ist in meinen Händen, und soll nur dann wieder in die Ihrigen kommen, wenn Sie aufhören werden, eine Liebe zu verfolgen, die ich mit den höchsten Opfern zu befestigen entschlossen bin.

Sidonia.“

Noch hatte ich nicht recht die letzten Worte gelesen, als der Marquis sichtbar verstört in das Zimmer trat, schnell riß er den Brief aus meinen Händen, zog dann an der Glocke, und übergab dem eintretenden Diener einen Zettel an meinen Chef, mir aber herrschte er mit funkelnden Blicken zu. „Sidonia mag mich heute Abend im Landhause erwarten.“

Den bösen Träumen gleich, wankte ich über die Stiege — erst auf dem Rückwege überlegte ich die Zeilen meines unternehmenden Engels — ich wußte nicht, was ich von dem Inhalte denken sollte. Zwei Mal ging ich um die Mauern der Stadt, um im Freien meiner geengten Brust Luft zu verschaffen, — wie ich zu Hause anlangte, fand ich eine schriftliche Gegenordre meines anbefohlenen Marsches und Sidonia. Mein Erstaunen wuchs mit jedem Augenblicke, und dringend bat ich mein heldenmüthiges Lockenköpfchen um näheren Aufschluß des Geschehenen. — Allein statt meine Frage

zu beantworten, vertröstete sie mich auf den Abend, und zwar, zu meiner Verwunderung, heiter und froh.

Ehe noch die Sonne ganz vom Horizonte entschwand, kam der Marquis auf das von uns bereits eingenommene Landhaus. Lange war er mit Sidonia allein und im heftigen Wortwechsel — endlich kam sie glühend in die bewußte Gartenstube, wo ich harren mußte, und bat mich, mit ihr in den Garten zu gehen. Sie führte mich nächst dem Springbrunnen, zu einem aus Stein gehauenen Amor, den ich vom Piedestal rücken mußte — ich that es — ein Papier lag darunter, mit dem sie eiligst nach dem Hause flog. Langsam folgte ich, denn mir war's, als ob ich träumte — und eben als ich die Hinterseite des Pavillons erreichte, fuhr Melissa von dannen. Sidonia eilte mit den Worten: „Ewig Dein,“ an meine Brust — als ich mich nach einer Weile ihren Armen und Küßen entwand, hatte ich ein zusammengelegtes Schreiben in den Händen — ich öffnete es hastig, und sieh da — es war eine Urkunde, mittels welcher der Marquis Sidonien, als Ziehvater, das Verheirathungsrecht mit mir ertheilte. Außerdem waren ihr noch nebst dem Landhause fünfzigtausend Thaler als Brautgeschenk legalisirt. Nach vier Wochen, die bei unserer Liebe vier Stunden zu vergleichen waren, verband uns des Priesters Wort auf ewig, und gerade in dem Augenblicke, als wir aus der Kirche traten, fuhr der Marquis, zur Verwunderung seiner Freunde und Bekannten, aus den Thoren der Stadt in irgend einen ausländischen Badeort, von welchem er nicht wiederkehrte.

Oft bot ich in der Folge all' meine Schmeichelekünste auf, Sidonia die nähere Bezeichnung des gewissen Documents zu entlocken, allein sie war, wie sehr man auch das schöne Geschlecht der Plauderhaftigkeit beschuldigt, verschwiegen wie das Grab.

Alle Jahre mußte ich das hochverehrte Stammbuch mit einem neuen Gedichtchen schmücken, und wie ich auch heuer mein liebes Weibchen bat, mir diesen sauren Pfandschilling meiner Liebe zu erlassen — umsonst — sie bestand auf dem von mir geleisteten Versprechen, und bat mich, indem sie eine Thräne in ihrem großen, schönen Auge zerdrückte, nur zwei Worte zu verzeichnen. Dieses genügsame Begehren, in dem, trotz der zerströten Thräne, eine gewisse Bitterkeit zu liegen schien, ließ mich schnell den Parnass erklettern und ich schrieb, um mein Weibchen wieder zu versöhnen, folgende vier Verse:

Zwei Worte nur begehrst Du heuer,
Wie Du verlangst, so soll es sein;
Hier die zwei Worte, mir so theuer,
Sie schließen meinen Himmel ein:
Sidonia mein!

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Noch ehe das vorige, als ein so allgemeiner, welterschütternder Wendepunkt der Zeit und des Zeitgeistes, ewig denkwürdige Jahr 1830 zu Ende ging, hatte sich aus ihnen unläugbar schon vieles und wesentliches Gute für unsern Ort, in Betreff der seit langen Jahren immer dringender nothwendig gewordenen Verbesserung seiner städtischen Verfassung und Förderung seiner bürgerlichen Wohlfahrt überhaupt entwickelt. Dahin gehört: Erstens und hauptsächlich: die Bildung einer neuen und ungleich zahlreicheren, als die frühere war, von Leipziger Bürgern gewählten, provisorischen Communalrepräsentantenschaft, welche unter ihrem würdigsten Vorsteher, dem Herrn Ordinarius, Domherrn und Ritter Dr. Günther, sich bereits die größten und preis: wie dankeswertheften Verdienste um Leipziger Bürgerwohl in ihren allmöchentlichen und öffentlich gehaltenen Plenarsitzungen, deren Verhandlungen auch noch durch den Druck in der, namentlich in ganz Sachsen viel verbreiteten Sachsenszeitung dem Publikum mitgetheilt werden, erworben hat; vorzüglich in Betreff der bessern und nunmehr auch mit öffentlicher Rechenschaftablegung darüber verbundenen Verwaltung des Communal: Vermögens Leipzigs, der Verbesserung seiner städtischen Verfassung überhaupt und der von ihr geschehenen Wahl und Einsetzung eines neuen Rathes. Zweitens: die Aufhebung der bisherigen, durch vielfachen Mißbrauch ihrer Gewalt sich allgemein verhaßt gemachten Polizei und Anordnung einer an ihre Stelle getretenen musterhaften Sicherheitsdeputation. Drittens: die theils freiwillige, theils durch das königl. Mandat vom 29. November 1830 auch in Leipzig, wie in allen Städten des Königreichs Sachsen, unter dem Generalcommando Sr. königl. Hoheit des Prinzen Johann, erfolgte Organisation einer Communalgarde, der es nur leider noch immer an Communalgeist mangelt; und viertens: die uns seitdem zu Theil gewordene bedeutende (??) Milderung des bis dahin in der That äußerst streng und drückend gewesenenen Presszwangs*). Dieß waren die, gewiß sehr wesentlichen Vortheile, welche außer den allgemeinen des, für das ganze Land so segensreichen, Ereignisses der Ernennung Sr. k. Hoheit des Prinzen Friedrich zum Mitregenten und Sr. Excellenz des Freiherrn von Lindenau zum ersten Staatsminister, unsere Stadt insbesondere, noch vor dem Schlusse des alten Jahres zu gewinnen, das Glück hatte, und auch Leipzig, wie ganz Sachsens Bewohner begrüßten daher den Antritt des neuen mit den erhebensten Hoffnungen einer, auf den Zustand gegründeten, Zukunft, wie ihn, als den glücklichsten

*) Ei, ei! Herr Correspondent, übertreiben Sie nichts. Von Pressfreiheit ist bei uns noch nichts zu spüren, und der Gen: surzwang waltet noch wie vor. D. R.

alles Völkerlebens, Goethe so trefflich in seinem Tasso geschildert hat:

„Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo Jeder stolz gehört,
Wo Jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird!“

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, den 3. Juni 1831.

Was ist doch wohl eigentlich das wahre Kriegs- und Friedensbarometer? Vielleicht dasselbe, wornach man die Wohlhabenheit einer Stadt, den Reichtum derselben abzumessen pflegt, — das Bauen! Bei Ausfichten auf Krieg hält ein Jeder sein Geld zusammen — im Frieden sendet er es unter das Volk, damit es, wohl abgerichtet, wiederkehre in seinen Beutel und ihm noch fremdes mitbringe, wie die Jäger es mit manchem Geflügel, mit den Rebhühnern, mit den wilden Enten, wie die Schulknaben es mit ihren Tauben machen.

Wenn dieß der Fall ist, so haben wir Frieden zu hoffen (eigentlich wollen die großen Mächte ja nur Krieg, um den Frieden zu erhalten), denn das Geld bleibt nicht in den Taschen der Reichen, sondern es stellt sich, in Gestalt schöner Häuser von Hobelspänen, an die Landstraße und ladet die Leute ein, herein zu kommen, sich umzuschauen und sich in den wohllichen Gemächern niederzulassen. —

Ganze Stadtviertel entstehen so, ein Stuttgarter Trocadero. (Sie wissen, daß man in Paris ein neues Stadtviertel baute, zum Andenken an Frankreichs große Siege in Spanien, und nach der großen Schanze jener berühmten See- und Sumpffestung — das neu entstandene Quartier — il Trocadero, nannte.) Liegt die Nehmlichkeit nun auch nicht in der Heldenhaftigkeit unserer guten Stadt — (obwohl sie sich, gleich Troja, zehn Jahre gegen einen deutschen Menelaus, gegen Rudolph von Habsburg, gewehrt hat) so liegt sie doch in der Sumpfigkeit des Ortes, denn man hat die sonderbare Idee, die Stadt zum angenehmen Aufenthalte für Schwind- und Lungenkranke zu machen!

Wo ließen sich doch die Abderiten nieder, als sie aus ihrem Wohnorte wanderten? Ich habe lange vergeblich hinter das Geheimniß zu kommen gesucht. Hätten sie einen Sumpf für die Bewohner ihres, der Latona geweihten, Teiches gesucht, — der wäre gefunden!

Hast Du Bajak gesehn, so kennst Du das Meer und die Fische; Hier ist nun Stuttgart, Du kennst jetzt auch den Psuhl und den Frosch.

Ich bin nun seit zwei und zwanzig Jahren in Stuttgart (mit Abwechselungen zwischen Wien und Paris), aber bis jetzt habe ich noch immer nicht begreifen können, warum man eine Haupt- und Residenzstadt hierher gebaut hat! (Beschluß folgt.)